

Kai Hafez *Wir Profiteure!*

Eine einfache Rechnung brachte es ans Tageslicht: Vor 50 Jahren wurde ich geboren, vor 25 Jahren ereignete sich der Berliner Mauerfall – die »Wende« –, also habe ich die erste Hälfte meines Lebens in West- und die zweite Hälfte in Gesamtdeutschland verbracht. Um es gleich klarzustellen: Dies ist kein neonationalistisches Essay. Jede Form des Fähnchenschwüngens – in den letzten Jahrzehnten in Deutschland wieder so beliebt geworden – ist mir zuwider, weil ich hinter einem positiven Nationalgefühl die Kehrseite einer drohenden Vereinnahmung in Kriegs- und Krisenzeiten zu erkennen meine. Die Zurückhaltung, mit der man hierzulande vor dem Berliner Mauerfall sein Deutschsein pflegte, habe ich immer für eine Tugend gehalten. Die angebliche »Normalität« des Nationalismus in anderen Staaten, zu der sich auch viele Deutsche nun wieder bekennen möchten, betrachte ich als einen historischen Rückschritt. Gerade als Rassismustforscher, der ich unter anderem bin, glaube ich zu wissen, dass Gemeinschaftsgefühle in staatlichen Großverbänden mit der Ausgrenzung von Minderheiten einhergehen und dass ethnische und religiöse Diskriminierung auch bei uns noch sehr verbreitet sind.

Und dennoch muss ich bekennen, dass die deutsche Wende von 1989 mein Leben enorm beeinflusst hat. Ohne sie wäre es sicher ganz anders verlaufen. Es begann damit, dass ich in den frühen Neunzigerjahren meine Doktorarbeit über die Entwicklung der Orientalwissenschaft in der DDR schrieb. Jahrelang hielt ich mich in Archiven und Bibliotheken in Ostberlin und Leipzig auf. Der letzte Staatsratsvorsitzende der DDR, Egon Krenz – vielleicht ebenfalls dort, um ein Buch zu schreiben oder einen Prozess

vorzubereiten –, schälte sich zur Mittagspause neben mir seine Banane, Wissenschaftler der ehemaligen DDR gaben mir Interviews. Ich begann das politische System der letzten Diktatur auf deutschem Boden besser zu verstehen. Ob ich allerdings auch den Alltag dieses untergegangenen Staates nachempfinden kann, wage ich zu bezweifeln. Wenn man mit Menschen aus der ehemaligen DDR spricht, hat man den Eindruck, dass damals alles besser und zugleich alles schlechter war: Wer soll das kapieren? Irgendein Code des kulturellen Gedächtnisses scheint mir zu fehlen, um das ostdeutsche Lebensgefühl vor 1989 nachempfinden zu können.

Für die meisten Menschen im Westen dürfte nicht nur die DDR versiegt geblieben sein. Auch nach 25 Jahren Gesamtdeutschland sind einige recht absurde geistige Mauern noch immer intakt. Manche Menschen in den alten Bundesländern hegen noch wie vor Vorurteile gegen die »Ossis«, wahrscheinlich ähnlich wie diese gegenüber den »Wessis«. Dafür gibt es genügend Beispiele. Erst neulich äußerte eine Freundin, die in Westdeutschland groß geworden und heute an der Aufarbeitung der NSU-Morde beteiligt ist: »Man weiß ja, dass die im Osten den Faschismus nie aufgearbeitet haben.« Zwar sind Vorurteile gegen Einwanderer im Osten Deutschlands nur geringfügig stärker als im Westen und im Süden Deutschlands ebenso verbreitet wie im Osten. Aber für viele im Westen bleiben Mensch und Kultur jenseits der Elbe trotz aller touristischen Abstecher dorthin eine entfernte Realität, zu der sie nur wenig Berührung haben, sodass sich klischeehafte Bilder in den Köpfen leicht aufrechterhalten lassen.

Mein Leben war in diesem Punkt privilegiert, denn meine Beziehung zu Ostdeutschland endete nicht mit der Promotion. Nachdem sich mein Forschungsschwerpunkt schon längst zur islamischen Welt und zu den Medien verlagert hatte, bekam ich 2001 das Angebot, als Professor an die Universität Erfurt zu gehen, wo ich seither arbeite. So wie sich viele aus den neuen Bundesländern aufmachten, um ihr berufliches Glück in Westdeutschland zu finden, haben nicht wenige aus meiner Generation im Osten Karriere machen können. Nicht nur Staat und Unternehmen, sondern auch die Wissenschaft in den neuen Bundesländern musste neu aufgebaut werden, und dafür holte man diejenigen aus dem Westen, die zum Zeitpunkt der Wende

in den beruflichen Startjahren standen. Der geburtenstärkste Jahrgang – die »Babyboomer« von 1964 – bekam Raum zur Entfaltung.

Natürlich leisten wir bis heute unseren Beitrag zur Stabilisierung Deutschlands. Als Funktionseilen haben wir geholfen, Institutionen aufzubauen oder von Grund auf zu erneuern. Und durch unsere deutsch-deutsche Binennmigration haben wir Lebenswelten integriert, oft um den Preis eines biografischen Spagats. An uns werden hohe Mobilitätserwartungen gestellt, viele sind Berufspendler, und wir müssen unsere Alltagstauglichkeit in einer Umgebung unter Beweis stellen, für die wir durch keine Sozialisation vorbereitet wurden. An meiner Universität beispielsweise sind bayerische Professoren, die sich in der Erfurter Lokalpolitik engagieren, oder schwäbische Kollegen, die die thüringische Hochschulreform exekutiert haben. Wer ständig ostdeutsche Studenten um sich hat, der kann sich Vorurteile, wie sie mancher im Westen noch pflegt, überhaupt nicht leisten. Den Test der Normalität hat man erst bestanden, wenn einem nicht mehr auffällt, woher die Menschen in seinem Umfeld stammen. Erst kürzlich ist mir beispielsweise klar geworden, dass sämtliche meiner wissenschaftlichen Mitarbeiter der letzten zehn Jahre aus der ehemaligen DDR kamen. Es war mir aber nie aufgefallen, weil sich die großen Erzählungen einer angeblichen kulturellen Differenz zwischen Ost und West im Alltag gerne in Nichts auflösen oder zumindest wenig bedeutsam erscheinen.

Trotz gewisser Verdienste, die wir an der jüngeren Entwicklung Deutschlands haben, sind wir aber vor allem eines: Wir sind Profiteure der Wende. Nicht jeder in meiner Generation wird das so sehen. Gerade im Osten sind viele in unserem Alter Opfer biografischer Brüche geworden und hatten schwierige Neuanfänge zu bewältigen. Das Kunst-, Kultur- und Verlagswesen der ehemaligen DDR wurde oft radikal »abgewickelt«, und nicht wenige der Generation 1964-Ost hatten einen schweren Start: ausgebildet in der DDR, aber nicht zwangsläufig auch im größeren Deutschland anerkannt. Auch wenn es in meinen politisch orientierten Forschungsrichtungen wegen der enormen ideologischen Schiefelage des DDR-Systems kaum ostdeutschen Nachwuchs gab und man daher nicht das Gefühl haben musste, jemanden zu verdrängen, sind die Ungleichgewichte der Entwicklungs-

chancen der 1964er – wie vieler anderer Jahrgänge davor und danach – einfach nicht zu leugnen. Auch im Westen hat vielen das neue Deutschland keinen persönlichen Vorteil eingebracht. Während der Aufbau Ost für die westdeutsche Wirtschaft insgesamt sogar ein gutes Geschäft gewesen sein mag und deutsch-deutsche volkswirtschaftliche Transferrechnungen schwierig sein mögen, haben einfache Steuerzahler im Westen etwa durch den Solidaritätszuschlag oft eher draufgezahlt.

Aber ein Teil von uns hat profitiert, und für Menschen wie mich überwiegt die Perspektive eines großen biografischen Glücksfalls. Als Jugendliche haben wir die DDR ignoriert, als Heranwachsende war uns das Event des Mauerfalls wichtiger als die Wiedervereinigung selbst. Erst in der Gegenwart wird deutlich, wie sehr der politische Systemwandel auch unser privates Leben beeinflusst hat. Die Leistungen einer Generation hängen niemals nur von ihren eigenen Talenten ab, sondern immer auch vom historischen Zufall, oder vielleicht sollte man doch lieber sagen: von den Leistungen früherer Generationen.